

Wiener Jahrbücher der Literatur: Rezession der „Umrisse aus meinem Skizzenbuch“

Art. IV.:

Umrisse aus meinem Skizzenbuche, von A. v. Rennekampf, herzogl. oldenburgischem Kammerherrn. Oktav. I. Theil 441 Seiten, II. Theil 438 Seiten. Hannover 1828.

Schon vor vier Jahren ist diese eben so geistreiche als gemüthliche, eben so kunstverständige, als rein sittliche Reisebeschreibung erschienen, ohne daß dieselbe, wie sie es verdiente, deutscher Lesewelt bekannt geworden wäre, während so viele andere, in keiner Hinsicht mit derselben vergleichenswerthe, in den Lesekreisen sich vorgedrängt und den, Besseren gebührenden, Platz eingenommen haben; in Wien wäre dieselbe, trotz der zweymaligen Anwesenheit des Verfassers im verflossenen Jahre, noch jetzt den höheren und mittleren Klassen der Lesewelt unbekannt, wenn nicht eine eben so gebildete als geistreiche Dame, mit dem Flore alles Schönen in der Natur, Kunst und Litteratur innigst vertraute Dame dasselbe Buch der Aufmerksamkeit lesender Gesellschaft empfohlen hätte, worauf dasselbe von Hand zu Hand gegangen, und bey allen Lesern und Leserinnen wohlverdienten Beyfall gefunden. Der Titel selbst, welcher nichts von einer Reisebeschreibung erwähnt, ist wohl absichtlich so lustig und unbestimmt gehalten, daß er Nichts und Alles sagt, während es schwer gewesen wäre, einen dem Inhalte des Buches ganz entsprechenden aufzufinden, es müßte denn der von Wahrheit und Dichtung gewesen seyn. Wahrheit und Dichtung ist auch hier wie in Goethe's reisebeschreibender Biographie so innig in einander verschmolzen, daß es sehr schwer, die eine von der anderen zu trennen, und daß es schwer zu sagen, ob der Verfasser sich die durchaus gewissenhaft beobachtete Treue der Ortsbeschreibung oder die, wenn nicht ganz erdichtete, doch wenigstens veredelte Charakteristik seiner Personen zum Hauptzwecke vorgesteckt; ob es ihm mehr darum zu thun gewesen, die Sitten und Naturscenen Lieflands und Italiens, und die großen Cirkel von Paris zu malen, oder mit augenscheinlich innerer Wahrheit ein dichterisches Gemälde gemüthlicher Welt zu entwerfen, und diesen Gemälden des äußeren Lebens der Natur und des inneren des Gemüthes seine Betrachtungen über Wissenschaft und Kunst anzureihen. Es mag ihn sowohl Goethe's Wahrheit und Dichtung, als Thümmel's Reise in das mittäge Frankreich vor Augen geschwebt haben; doch sind seine Umrisse keineswegs etwa in der Manier des letzten, sondern durchaus rein sittlich, wie es Blättern ziemt, welche der Verfasser „den Göttern seines stillen Herdes, seiner hochverehrten theuren Mutter, seinem geliebten theuren Weibe“ gewidmet hat. Die drey großen Reisegemälde (Liefland, Italien, Paris) sind durch keinen Faden von Landstraßen und Marschrouen, welchen die meisten Leser auch dem Reisebeschreiber von Fache so gerne erließen, unter einander verbunden; wohl läuft aber durch das ganze der rothe Faden einer gemüthlichen Novelle, der von wissenschaftlichen und moralischen Betrachtungen umspinnen, nur in so weit sichtbar, als es nöthig, als das Interesse des Lesers rege zu erhalten, und am Ende des zweyten Theiles wahre Sehnsucht nach dem dritten, und der Beendigung des Ganzen zu hinterlassen. Die Sprache ist durchaus natürlich, einfach, edel, wie die Gesinnungen und die Naturscenen welche sie ausdrückt und schildert. Des armen Malers Wittwe, welche der Beschreibung Lieflands zu Anfange dieses Jahrhunderts und der Postschreiber zu R., welcher dem Gemälde des fucinischen See auf dem Apennin vorausgeht, sind Charakterumrisse, die gleichsam die Titelvignetten zu den folgenden liefländischen und italienischen Siitengemälden bilden, wiewohl sie mit denselben nicht in unmittelbarer Verbindung. Das erste vertritt die Stelle der Vorrede und Einleitung, und da der Verfasser darinnen seine Lebensansicht, welche das ganze Werk durchzieht, ungekünstelt ausspricht, so lassen wir ihn am besten selbst sprechen:

„Man irrt gar sehr, wenn man glaubt, es ließen sich hohe Dinge nur in hohen Worten mittheilen, die dem Unerfahrenen und Unwissenden unverständlich sind. Die Mittheilung geschieht ja nicht in den todten Worten der schwarzen Lettern auf weißem Papier; sie geschieht in dem lebendigen Sinne des Sprechenden, der überall Eingang und Verständniß findet, wo ihm ein reines Herz, Phantasie ohne falsche Richtung, und gesunder Menschenverstand entgegen kommen. Ohnehin machen es die großen und schönen Worte nicht aus, deren sich eitle Redner zur Unterredung, fränkische Geschichtsschreiber der neusten Zeit zu einem blendenden Schmucke bedienen, der die Sache entstellt und ein elendes Scheinwesen für ernste Wahrheit gibt. Der Gelehrte, der Philosoph, der Dichter, der geistreich Gebil-

dete, sie haben eine Sprache, die mehr ihren Schulen als dem Leben angehört, die ihnen natürlich geworden ist, und in der allein sie sich in der Kürze mit ihres Gleichen, über die Gegenstände ihrer Schulen, verständigen können. Die Schule der Menschheit aber, das Leben, hat keine andere Sprache, als die Sprache des gemeinen Lebens, die das Colorit des Gegenstandes annimmt, den sie behandelt; die höchsten Wahrheiten im Gebiete des Reinnenschlichen versteht der Mensch, versteht jeder Mensch, und die bedürfen keiner gewählten Sprache als die einfache, die von jeher den größten Religionslehrern genügt. Er hat mit allem Recht gesagt: die großen und hohen Dinge wollen mit Kinderaugen angesehen werden; so gilt dieß auch von der kindlichen Einfalt im Ausdrucke der Mittheilung darüber.“

„Und würde man mit Unrecht meinen, den ungeübten unentwickelten Seelenkräften sey eine große Summe und Mannigfaltigkeit neuer Ideen und Bilder eine allzu weite und verwirrende Welt, die Vorstellungen müßten unvollkommen bleiben, und der Eindruck im Allgemeinen ein leeres, buntes Chaos. Der Mensch, der seinen natürlichen Beruf als Gatte, Vater oder Mutter erfüllte, mit glücklichen Anlagen begabt, hat eine Stufe der Selbstbildung erreicht, auf der ein hoher Grad des Bewußtseyns und der Reife des Urtheils, des Auffassungs- und Vorstellungs-Vermögens mit der Unerfahrenheit und Unwissenheit der frühern Jugend sich gar wohl verbindet; er ist weder ein Kind, noch ein Naturmensch, und leistet in Auffassung seiner Bilder und Vorstellungen oft eben so viel als der Gebildetste, gewiß aber immer weit mehr, als der Verbildete. Auch thut die Anschauung Wunder an ihm; ein Angeschautes erklärt ihm alles, was dem in wesentlicher Beziehung ähnlich ist. Eine Meduse, die aus dem Meere aufgefischt und in einem großen Gefäße von Seewasser erhalten ward; eine Ziege und ein Hund auf dem Verdeck; einige Schmetterlinge und Käfer; eine verpuppte Raupe im Tauwerk und ein Spinnengewebe in der Kajüte; ein erlegter Seehund; ein flacher Breterkasten voll Erde, worin der Koch Kresse gesäet, und ich einige große Bohnen und Erbsen zum Keimen gesteckt hatte; ein Gewitter, das in der Nähe einzuschlagen schien; der Kompaß, die Segel, die Wellen, der Horizont, andere Schiffe, Sonne, Mond, Sterne und Wolken; das ist ein großer Reichthum mannigfaltiger Anschauung für den Sehenden, reicher Stoff für den Denkenden, eine unendliche Quelle der Ehrfurcht für den Gefühlvollen, für den Frommen.“

„Die Schule ist einseitig, und muß es seyn; denn nur dadurch leistet der beschränkte Mensch das Große. Und wie denn überhaupt das Auge bei der Betrachtung nur Eine Seite des Gegenstandes zu erfassen vermag, und nach und nach zu den übrigen Seiten desselben übergehen muß, so scheint auch ein allmähliches Fortschreiten der Vielseitigkeit, in der wissenschaftlichen Ausbildung des Menschengeschlechts, sich in dem Gange der Geschichte deutlich darzustellen. Davon ließe sich denn für die Zukunft hoffen, daß jene Einseitigkeit immer seltener werden, die Zeit aber immer näher rücken würde, in der dasjenige wissenschaftliche Streben allgemein als das wichtigste erkannt werden wird, das den Menschen im Zusammenhange mit der Schöpfung, die rein menschliche Bestimmung des Erdenbürgers und seine Beziehungen zu der Quelle und dem Ziele alles Lebens unmittelbar zum Gegenstande haben wird. - Die ewigen Wahrheiten der Religion verdunkeln das Willkürliche in den bestimmten Formen der Kirchenlehren, und nur ein gebildeter Geist vermag sie in derjenigen Reinheit aufzufassen, von der er zu seiner Bildung ausgehen sollte. Von der andern Seite macht der Mangel positiver Belehrung den Feueranbeter, Naturschwärmer und Götzendiener. Aber eine glückliche Geistesrichtung gibt es unstreitig auch für den Unwissenden, Ungebildeten, in welcher Wahrheit, Größe, Güte und Liebe Eingang bey ihm finden, sie mögen sich ihm darstellen, in welcher Gestalt es auch sey, und in der die Wahrheiten der Religion in ihrer ganzen Reinheit irgend einer zufälligen Veranlassung ihrer Offenbarung in ihm verdanken können. Die vertrautere Bekanntschaft mit der Natur, mit ihren Kräften, ihren Geschöpfen und ihren Erscheinungen, ist aber gerade das, was jene günstige Geistesrichtung hervorbringt, die Sinne und die Seele aufschließt, und sie in jenen Zustand versetzt, den ich mit einem Worte nennen möchte, die habituelle Stimmung der Ehrfurcht und des Vertrauens. Sie ist durchaus religiös und bedarf kaum des Wortes oder einer weckenden Veranlassung, um klar und lebendig ins Bewußtseyn zu treten. Sie vermag freylich nicht ein Religionssystem aufzustellen, oder sie vermag das Leben zu heiligen; denn der so gestimmte lebt und handelt im Sinne der höchsten und heiligsten Wahrheiten der Religion, und bedarf keines Systems.“

In diesen Äußerungen stellt sich die sittliche und religiöse Weltanschauung des Verfassers so dar, wie sie sich durch das ganze Buch bewährt. Es fehlt ihm nicht an Freymüthigkeit, die sich gleich dem was Eingangs des Aufsatzes über Liefland und über die Verfassung des Landes gesagt ist, kund gibt.

„Vorurtheile ließen sich wohl noch eher überwinden, als die Verfassung und der Zustand des Landes selbst, die allen großen Unternehmungen ungünstig sind. Es gibt nur zwey Stände, die sich wie Herren und Knechte zu einander verhalten; der Bauer hat nur Arme und Beine sein zu nennen, mit denen allein sich nicht eine Brücke schlagen läßt; jede Ausgabe, sowohl an Geld als an Naturalien, lastet auf dem besitzlichen Adel, dem es daher nicht zu verargen ist, daß er sich gegen jeden Zuwachs sträubt. Sind doch unsere Vorfahren ohne Brücken ganz gut fertig geworden, heißt es, so können wir uns auch die Prämie gefallen lassen, und vor Schaden und Unglück damit hat sich Jeder zu hüten, der übersetzten will; für Andere unser Geld auszugeben, und das Land mit Kosten zu belasten, wäre sehr thöricht. An einen Brückenzoll, der nach und nach die Kosten deckte, ist auch nicht zu denken, weil die Bauern, die nichts zu geben haben, die Reisenden auf Kosten der Krone, die nichts geben will, und der Adel, dem dabey die Auslage einkommen soll, frey passiren müßten, und Reisende, die nicht zu diesen drey Klassen gehören, vielleicht nicht fünfzig im Jahre sich sehen lassen; vorzüglich aber auch, weil ein von der Ritterschaft festgesetzter, angemessener Brückenzoll, auch mit Erlaubniß der Krone angelegt, doch von derselben bald wieder aufgehoben werden kann, die Ritterschaft in diesem Falle die große Ausgabe gemacht hätte. und sich des Ersatzes beraubt sähe. Ähnliche Beyspiele sind eine niederschlagende Warnung geworden, und in diesen Verhältnissen überhaupt scheinen die Ursachen zu liegen, die das Aufkommen aller Flores und aller Civilisation verhindern.“

Der Aufenthalt auf dem Gute des Oheims des Verfassers ist ein Familiengemälde, in welchem alles Wahrheit zu seyn scheint; indessen können die Cousinen Julchen und Norchen, „die hübschesten und liebenswürdigsten Mädchen die man sehen konnte,“ eben so wohl erdichtet, als wirkliche Personen seyn. Zum Schlusse seines liefländischen Sitten- und Landschaftsgemäldes theilt der Verfasser noch seine Ansicht über Landschaftsmalerey und Gartenkunst mit; über die letzte folgendermaßen:

„Euere Gartenkunst kann nur Kunst genannt werden, wenn sie in dem Sinne der Landschaftsmalerey verfährt, wenn Euer Garten auf Gesichtspunkte berechnet ist, von deren jedem sich eine Landschaft zeigt, in völliger Einheit ihres Charakters, dem eine Idee deutlich und bestimmt zum Grunde liegt. Findet ihr diese Forderung übertrieben, wie Ihr in Euren Garten nicht Herren der Farben, der Beleuchtung u.s.w. seyd, so habt Ihr dieß keineswegs den zu hohen Forderungen der Kunst, wie Ihr meint, sondern lediglich der Mannigfaltigkeit Eurer Gartenkunst zuzuschreiben, die von Mitteln zu ihrem Zwecke entblößt, keine Kunst ist. - Wenn aber in Euren Anlagen, indem die Natur dabey nach und nach das Ihrige thut, auch wider Euren Willen sich solche plastische Landschaften gebildet haben, daß mancher Beschauer seine Freude daran hat, und auch ich, so viel ich auch an Eurer eitlen Gartenkunst zu tadeln finde, eben so sehr oder gar mehr davon, als von der Wildniß angezogen werde, so freuet Euch doch dieses Erfolges, fügt Dieß und Jenes hinzu, was Euer Wohlgefallen, Eure Bequemlichkeit, Euren Vortheil dabey erhöhen kann; läßt die Eitelkeit auf eingebildete Kunstverdienste fahren, läßt Euren Garten so nach und nach entstehen, oder bauet nach einem Plane, gleich viel! genießet nur und kritisirt nichts.“

Von Liefland wird der Leser in dem nächsten Abschnitte ohne allen Übergang sogleich nach Italien versetzt; was an Straßen und Jahren dazwischen liegt, wird demselben auszufüllen überlassen, wie dem Zuschauer eines Schauspiels, was zwischen einem Akte und dem anderen an Ort und Zeit auszufüllen ist. Solche desultorische Manier ist nicht nur in einem, wie dieses halb aus Wahrheit halb aus Dichtung gemischten Werke, ganz und gar an ihrer Stelle, sondern scheint auch die vorzüglichere in jenen Reisebeschreibungen, deren Verfasser das Detail der Straßen und ihrer Persönlichkeit den Lesern ersparen wollen. Als Kanon aller Reisebeschreibungen läßt sich diese Methode indessen keineswegs empfehlen, am wenigsten bey Entdeckungsreisen, deren größtes Interesse in der Beschreibung der betretenen Straßen und der auf denselben dem Reisenden zugestoßenen Begebenheiten besteht. Liebhaber von Romanen und Novellen-Lectüre suchen selbst in Reisebeschreibungen nur das Interesse der Persönlichkeit und Landschaftsmalerey, ohne sich um topographische und statistische Notizen viel zu kümmern; wissenschaftliche Leser erlassen dagegen gerne dem Reisebeschreiber die Umriss autographischen Storchnabels, und die Topographie der Gasthäuser. Der Reisebeschreiber (besonders

wenn die Reise nur eine europäische), welcher gewissenhaft nur Neues zu Tage fördern will, wird nicht anders als fragmentarische schreiben können; desto weniger ist daher wider die fragmentarische Manier Hr. v. Rennenkamps einzuwenden, welchem die Landschaft nur als Hintergrund des Gemäldes dient, bey welchem die Figuren im Vordergrund die Hauptsachen sind. Eine der Hauptfiguren tritt an den Trümmern der alten Festungsmauern von Albafucentis in dem liefländischen Künstler und genialischen Naturforscher Friedrich Holm auf, der sich vorzüglich als Botaniker ankündet, und durch dessen Mund der Verfasser Botanik lehrt, daher auch das Ende des ersten Bandes: Anhang, wie Fritz Holm Elementar-Botanik lehrt, überschrieben ist.

„Ihr laßt es Euch nicht träumen, begann der junge Pflanzenfreund, mit der Flachsstaude in der einen, und einem Bleystifte in der anderen Hand, wenn Ihr gleichgültig bey einem Gewächse wie dieses vorübergeht, daß dieß Geschöpf der Natur so vielfach zusammengesetzt, so bewunderungswürdig in seinem Bau und in der stillen Ausübung seiner Lebensverrichtung ist, daß ihm das künstliche Werk des Menschenwitzes auch nicht entfernt zu vergleichen ist; und doch sind sich in dieser bewunderungswürdigen Vollkommenheit, von jener gewaltigen Pinie an, bis zu dem unbedeutendsten Grashalme, alle Pflanzen mehr oder weniger gleich. Der größte Theil von allen hat, wie diese, eine Wurzel, einen Stengel, Schaft, Halm oder Stamm, Zweige, Blätter, Blüten und Früchte, und die Früchte, geborgen im Schooße der mütterlichen Erde, gehen alsbald als neue Gewächse wieder an's Tageslicht hervor. - Die Fähigkeit, sich fortzupflanzen, und zwar so, daß die Art immer wieder dieselbe bleibt, haben die Steine, und was zu ihnen gehört, nicht, und werden daher unorganisch genannt; die Pflanzen und die Thiere aber sind organische Geschöpfe. Was Organe und ein organischer Bau sind, werdet Ihr gleich erfahren. Ich möchte Euch nur vorher ein recht bestimmtes und überall geltendes Kennzeichen geben, woran Ihr Thiere und Pflanzen unterscheiden könnt, und das ist schwerer, als Ihr denkt. Je mehr Thiere und Pflanzen Ihr kennen lernt, um so schwieriger wird die Unterscheidung, da es in der That thierische Geschöpfe gibt, die allen äußern Merkmalen nach von den Pflanzen nicht zu unterscheiden sind. Der Mensch nimmt dann seine Zuflucht zu dem, was sein eigentliches Gebiet ist, zum Zertheilen und Sondern, vernichtet den künstlichen Bau der Geschöpfe, um dem ersten Grundstoffen ihrer Zusammensetzung nachzuspüren, und findet in diesen Kennzeichen, die ihm so lange als untrüglich gelten, bis er eines Besseren belehrt wird. Der Naturforscher glaubt daher das Wesen der Pflanze nicht schärfer und richtiger bezeichnen zu können, als indem er spricht: Thiere und Pflanzen sind organische Geschöpfe, aber die hauptsächlichsten einfachen Grundstoffe der Thiere sind Stickstoff, die der Pflanzen Kohlenstoff und Sauerstoff. Uns ist das kaum halb verständlich; und da wir uns nicht so weit auszubreiten gezwungen sind, nicht einmal über das ganze wissenschaftliche Gebiet der Pflanzen, so nennen wir einstweilen das eine Pflanze: was in der Erde Wurzeln treibt, und aus derselben aus Licht, Stamm, Blätter, Blüten und Früchte, durch welche letztere es sich in der eigenen Art fortpflanzt, folglich ein organisches Erzeugniß der Natur ist. - Organisch, Organ, Organismus sind Worte, die sich, je nach der Vorstellung von den Naturprodukten oder dem Bedürfnisse ihrer Erkenntniß auf verschiedene Weise, leicht, schwer oder auch gar nicht erklären lassen. Wir wollen uns begnügen zu sagen: ein Organ ist ein solcher Theil des Naturerzeugnisses, dem auf wunderbare Weise eine eigenthümliche Thätigkeit, ein wirksames Leben, inwohnt, wodurch es zur Erhaltung, Ernährung und Ausbildung des Ganzen nach einer bestimmten Richtung beyträgt! Das Ganze aber, von solchen einzelnen Organen zusammengesetzt, ist ein lebendiges oder organisches Geschöpf, ein Organismus. In diesem Sinne wird jedoch die Wurzel, der Stamm, das Blatt, die Blüthe, ja selbst ein einzelner Theil der Blüthe nicht eigentlich ein Organ der Pflanze genannt, weil jedes wiederum als ein Ganzes, als eine Zusammensetzung sehr vieler Organe angesehen werden kann. Wollt ihr es indessen auch so nennen, so wird man Euch auch darin verstehen; nur unterscheidet alsdann sorgfältig die Zusammengesetzten oder äußeren, von den einfachen oder inneren Organen der Pflanzen. - Alle Pflanzen, die Ihr blühen seht, Bäume, Sträucher, Stauden, Gräser, Kräuter, oder wie Ihr sie sonst nennen möget, sind überhaupt nur aus drey einfachen Organen zusammengesetzt, die in ihrer Gestalt sich oft abgeändert zeigen, aber überall dieselben bleiben, und dieselben Verrichtungen zur Erhaltung, Ernährung und Ausbildung der ganzen Pflanze beybehalten. So muß man nämlich das annehmen, was die mühseligsten Forschungen, die besten Vergrößerungen und die sorgfältigsten Versuche bis jetzt erwiesen haben, obgleich man auch darin vielleicht hie und da noch im Irrthum ist, zumal in gewissen Abänderungen der einfachen Organe.“

Der zweyte Band beginnt mit Neapel, wo sich der Verfasser bey dem Ausbruche des Vesuvs befand:

„Der Neapolitaner scheint denn doch eben so wenig zur Reflexion geeignet, als das behagliche Gefühl der Sicherheit im Leben zu entbehren. Ein wohlthätiger Leichtsinns und die Macht der Gewohnheit mögen bey der Menge, die so leicht bey jeder Gefahr kleinmüthig wird, entscheidend seyn. Doch mögen die Motive unserer Empfindungen seyn welche sie wollen; die Vorstellungen von den Dingen in der Natur, an denen jene den größten Antheil haben, wirken allein auf uns, und der Gegenstand darf mit seinem Abbilde im Spiegel nicht verwechselt werden. Die Vorstellung von diesen Feuerausbrüchen, die sich in der Seele des nordischen Wanderers bildet, ist von der des Neapolitaners sehr verschieden; jener schaudert, dieser jubelt; und doch bleibt die Sache dieselbe. Seit einigen Wochen sind ringsumher in dieser Gegend alle Brunnen versiegt; ein untrügliches Kennzeichen naher Erderschütterung, eines Erdbebens oder ungehinderter vulkanischer Ausbrüche. Nichts hat man mehr zu fürchten als das Erdbeben. Dumpfes Schweigen und die Todesangst banger Erwartung war ringsumher verbreitet. Es handelte sich um „Seyn oder Nichtseyn.“ Da donnerte plötzlich der Berg hoch auf, warf sein Feuer in die Lüfte, und ergoß sein glühendes Eingeweide. Wohlthätig atmete nun jede Brust. Der Mensch fühlte sich errettet vom Untergange, oder was mehr ist, von Angst und Bangigkeit. In allen Kirchen ertönten Dank- und Lobgesänge. Jubel und Feste überall, und der Berg, so weit man ihn sehen konnte, war das erhöhte Zeichen der Erlösung.“

Der Verfasser geht hierauf sogleich auf seine Lieblingswissenschaft, die Naturforschung, über, über die er in einem Gespräche mit einem Greise auch seine Ansichten über Naturphilosophie ausspricht.

„Obgleich der Gegenstand dieser Forscher (der Naturphilosophen) nicht sowohl die Natur, als vielmehr ein Gewebe höchst scharfsinniger, künstlicher Schlüsse und Folgerungen ist, so glaubten sie doch auf diesem Wege die ganz allgemeinen, großen und einfachen Gesetze der Natur zu entdecken, woraus nachher das wie und warum alles Daseyenden bequem abzuleiten seyn würde. Im Ableiten und Schließen der wunderbarsten Dinge, aus den einfachsten Voraussetzungen, haben die spekulativen Philosophen eine so außerordentliche Gewandheit, daß man ihnen zutrauen muß, sie können alles Denkbare beweisen aus einem einzigen höchst einfachen, willkürlichen Satze. - So setzt alle Spekulation voraus: das Absolut-Wahre sey dem sterblichen Menschen erkennbar. Ist dieses wahr, so machen sie dir Alles wahr. Dieses aber ist es eben, was noch keiner bewiesen hat. Gibst du uns das nicht zu, sagen sie, so hört damit gleich alles Philosophiren auf. Freylich wohl! Aber welche Verbindlichkeit habe ich denn, die glänzenden Resultate der Philosophie, den höchsten Trumpf menschlichen Scharfsinnes, als wirklich und wahr anzuerkennen, wenn der Satz, der Alles bedingt, auf dem Alles beruht, nicht erwiesen, nur willkürlich angenommen ist? Das Philosophiren selbst hat seinen unbestreitbaren Werth von einer andern Seite, aber ihren Zweck erreicht die Spekulation nicht. Die zwecklose Forschung ist also ein ganz entschiedener Irrweg, und die Natur läßt sich nicht philosophisch konstruiren.“

Die Art, womit der Verfasser sein Lieblingsthema in Gesprächsform behandelt, erinnert an die Gespräche in dem letzten Werke G. H. Davy's, wo der Naturforscher, den er in den Ruinen von Pästum antrifft, seine Ansichten über Naturwissenschaften entwickelt. Von gleicher Liebe für die Naturwissenschaften, wie der große Chemiker beseelt, hat er gleichzeitig mit demselben in Italien seine Gedanken über gleiche Gegenstände in dieser Form niedergeschrieben; demselben Samen entsprossen, hat sich unter demselben Klima dieselbe Blume der Darstellung entfaltet und gleiche Früchte zur Reife gebracht.

„Seitdem die Metamorphose der lebenden Natur zu einer so unübersehbaren großen Mannichfaltigkeit der Gestaltung gestiegen ist, so kann die Anzahl der Individuen einzelner Arten nicht mehr so unermesslich groß seyn, als sie es damals war. Alle jene Erstlinge der Erde gingen unter, und neue Geschlechter folgten ihnen.- Mit den folgenden, jüngeren Gebirgsschichten ist es ganz anders; die enthalten sehr viele, noch jetzt, wenn nicht der Art, doch dem Geschlechte nach lebende Geschöpfe noch versteint. Fische z.B. finden sich häufig in späteren Schichten, nie in den älteren Flötzgebirgen. Aber viele von ihnen, in den früheren Ablagerungen, hatten eine Riesengröße, wozu keine verwandte Fischart mehr gelangt, und andere gleichen auch überhaupt keiner lebenden Art mehr. Unter den Pfla-

nen waren die Farrenkräuter die ersten, nach ihnen folgten die Palmen, Rohre u.s.w., aber sie stimmen nie vollkommen genau mit den existirenden Arten überein. Mit den Landthieren in den jüngeren Gebirgslagern, unter denen wahrscheinlich Landinsekten und Amphibien den Anfang machten, ist es nicht anders. Alle Versteinungen derselben, und der Säugethiere, welche fast alle zu den Geschlechtern der Schweine, Rinder, Wallfische, Faulthiere und Hunde gehören, stimmen nie vollkommen mit jetzt lebenden Arten zusammen. Sie sind meistens von Riesengröße und aus der lebenden Natur verschwunden. - Man braucht nur gerade klar zu sehen, wie etwas entstand, um mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen zu müssen, daß es nicht auf diesem, sondern nur auf jenem Wege entstehen konnte. Sieht man, wie sich in Aufgüssen von thierischen und vegetabilischen Substanzen zusammengesetzter Organismen aus einfachen entwickeln; erwägt man, daß die ganze lebende Natur ebenfalls bey ihrer Bildung stufenweise vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortgeschritten ist, so ist klar, daß alles Leben nur von den niederen Stufen der Organisation zu den höheren gelangen kann. Diese müssen also durch jene bedingt seyn. Aber wie können sie dieß anders seyn, als dadurch, daß der einfachere Organismus sich von Generation zu Generation immer mehr ausbildet? Wir müssen daher annehmen, daß die Zoophyten der Vorwelt die Urform sind, aus welcher alle Organismen der höhern Klassen durch allmähliche Entwicklung entstanden sind. Wir müssen ferner annehmen, daß jede Art, wie jedes Individuum, gewisse Periode des Wachstums der Blüthe und des Absterbens hat, daß aber ihr Absterben nicht Auflösung, wie bey dem Individuum, sondern Degeneration ist. Und hieraus scheint denn zu folgen, daß es nicht, wie man gewöhnlich annimmt, die großen Katastrophen der Erde sind, welche die Thiere der Vorwelt vertilgt haben, sondern daß viele derselben überlebt haben, und daß sie vielmehr deßwegen aus der jetzigen Natur verschwunden sind, weil die Arten, zu welchen sie gehörten, den Kreislauf ihres Daseyns vollendet haben, und in andere Gattungen, zu höheren Stufen der Organisation übergegangen sind. - So ist Alles auf Erden flüchtig und vorübergehend, die Art wie das Individuum, und das Geschlecht wie die Art. Selbst der Mensch wird vielleicht einst vergehen und verwandelt werden. Aber regelmäßig war von jeher der Gang der Natur bey allen ihren Veränderungen, regelmäßig wird er bleiben bis ans Ende der Zeiten, und nicht ohne Grund läßt sich vermuthen, daß die Natur noch nicht die höchste Stufe der Organisation in dem Menschen erreicht hat, sondern in ihrer Ausbildung noch weiter fortschreiten und noch erhabnere Wesen, noch edlere Gestalten, einst hervorbringen wird.“

Der zweyte Abschnitt des zweyten Bandes: der verlorne Sohn überschrieben, ist ein Horsd'oeuvre, in so weit die Scene in Indien und Kaschmir spielt, wo H. v. R. nicht selbst gewesen, sondern nach Malcom und anderen vollgültigen Quellen Landschaft und Sitten ausmalt. Wir verweilen aber lieber bey der Schilderung und Darstellung der von ihm selbst geschauten Scenen, Begebenheiten und Charaktere; so malt er im dritten Abschnitte das Hof- und Fremdenleben zu Paris, und zeichnet mit besonderer Liebe und Treue das Charaktergemälde des von allen Deutschen so geschätzten Grafen Schlaberndorf, den auch wir damals mit Hrn. v. R. besucht haben:

„Weil Schlaberndorfs Ansichten ihn zum Politiker im größten und ernstesten Sinne machten, so pflegte auch gewöhnlich richtig einzutreffen, was dieser Kenner der Höhen und Tiefen vorhersah. Darum hielten ihn die kleinen Politiker für eine Art prophetischer Kunstmaschine, oder magnetisch Hellsehenden; belagerten ihn täglich; befragten ihn über Alles, und glaubten an seine ganz anders gemeinten Aussprüche, wie an unfehlbare und unbegreifliche Inspirationen. So kam es denn auch, daß selbst Polizeyspione, dem Ansehen nach gebildete Männer, sich an ihn, den Verfasser des Buches: Napoleon und das franz. Volk unter seinem Consulate, drängten, auf seinem Zimmer in dem Kreise von Fremden und Parisern, der sich täglich zu bilden pflegte, Platz nahmen; er sich aber durch ihre Gegenwart, da er sie doch genau kannte, nicht im Mindesten stören ließ, sondern mit derselben Wärme und hinreißender Beredsamkeit, als ob sie gar nicht da wären, seine Überzeugungen mittheilte. In Gegenwart solcher Personen fragte ihn eist ein Fremder: ob er nicht zu fürchten habe, daß ihm seine rücksichtslose Offenheit persönlich Gefahr bringen könne? Lachend erwiderte Schlaberndorf, daran habe ich freylich noch nicht gedacht! Es ist aber auch nichts daran gelegen. Ich habe hier im Zimmer eine Art magischen Kreis gezogen, wer hereintritt, muß die Wahrheit hören, er mag wollen oder nicht, da hilft nun einmal nichts. - Was ein Thor aus Sonderbarkeit thut, kann eine Weiser darum thun, weil er die Meinung des Volkes unbemerkt lassen darf. Der kleine Mensch hat Recht, die öffentliche Meinung als Gesetz zu ehren und zu befolgen. Aber es gibt Ehrfucht gebietende Männer, die nur der zu

tadeln wagt, der nur das kleine Äußerliche an ihnen erkennt; Männer, für die der Tadel der Welt so wenig da ist, als die Berechnungen der Astronomen für die ewigen Gestirne, und das Gebell der Hunde für den Mond da ist.

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,

Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.“

„Die Hungrigen, die er sättigte; die Nackenden, die er kleidete; die Frierenden, die er wärmte; die Unglücklichen, die er tröstete; die Irrenden, die er belehrte; die Zweifelnden, die er überzeugte, die Einsamen, die er liebevoll an sein großes Herz drückte; die Trauernden, die er erheiterte; die Waisen, denen er ein Vater ward; die Sünder, die er besserte; die Verwahrloseten, die er liebevoll zurechtwies; die Gesunkenen, die er der Ehre wieder gewann - diese Scharen kennen ihn und wissen, daß er kein Sonderling war; und Jeder, von Weltvorurtheilen nicht geblendete, weiß es auch. „Ja, wer auch nur eine Seele sein nennt“ - und er nannte Tausende sein. Eine einzige Thräne tiefgefühlten Dankes, sollte sie nicht das unbedachte Urtheil der ganzen Welt aufwiegen? Und welche Thränen sind um Ihn geflossen! Er starb in einem öffentlichen Verpflegungshause, und um sein hinterlassenes Vermögen führt man hartnäckige Prozesse.“

Es ist unmöglich, Paris gesehen und die dortigen Theater nicht häufig besucht zu haben; wiewohl es in Paris selbst, was unglaublich scheinen dürfte, noch heute Jansenisten gibt, welche nie den Fuß in ein Theater gesetzt. Über das französische Theater urtheilt Hr. v. R. wie folgt:

„Die Franzosen hassen Kälte und Langeweile über Alles; und doch gibt es nichts kälteres und langweiligeres als ihre Dramen. So nennen sie die ernstern Schauspiele vorzugsweise, die durch den Ausgang des Stücks nicht Tragödien, und doch nicht im Tone der Lachen erregenden Komödien gehalten sind. Diese Dichtungs- und Darstellungsart ist nämlich dem Charakter der Franzosen nicht angemessen, und bloß den unverständenen Schauspielen Anderer aus Nachahmungssucht nachgebildet. Es ist mir darum auch nicht auffallend gewesen, als ich einst eine Pariserin in einem solchen Drama, fast überwältigt von angehaltendem Gähnen, dazwischen sagen hörte: o Gott! wie rührend ist das! - In dieser Art des Schauspiels ist dagegen der Deutsche so unübertroffen, daß nur der den zureichenden Begriff von dem Werthe dieser Dichtungs- und Darstellungsart haben kann, der Schauspiele von Schröder und Jünger im Burgtheater in Wien gesehen hat. Anziehende Charakterschilderungen und tief gefühlte und scharf aufgefaßte Darlegung dessen, was im Bereich des täglichen Lebens, wie es wirklich ist, ein unverdorbenes Menschenherz in Höhe und Tiefe bewegen und ergreifen kann, ist dem Deutschen eigenthümlich. Darum kann sich auch die Ausartung dieser Eigenthümlichkeit nur zu demjenigen Ungeschmacke neigen, der die Isslandischen breiten Familiengemälde und die thränenreichen Schauspiele eines Kotzebue mit so allgemeinen Beyfall aufnahm. - Zwey ganz verschiedene Dinge sind das Lustspiel in Deutschland und in Frankreich. Das deutsche soll ein geistreiches Spiel des Witzes seyn, mit der Geißel der Satyre die Thorheiten zu züchtigen, und überhaupt eine belehrende Gesetzlichkeit seyn. Darum ergetzt es nicht immer, belehrt es nur selten, ist oft bey allem Witze breit und langweilig, und verliert meistens durch die Unbehülflichkeit der Schauspieler am meisten. - Das französische Lustspiel will nur Lachen erregen in anständiger Gesellschaft, und erreicht seinen Zweck fast immer; obgleich mancher ernste Deutsche hintennach unwillig wird, daß er über Nichts hat lachen müssen. Macht es andere und höhere Ansprüche, so ist es eben so wenig das französische Lustspiel, als die schlecht nachgeahmten Lustspiele Kotzebues deutsche sind. Ich glaube daher auch in gewissem Sinne sagen zu dürfen, daß das beste deutsche Lustspiel Figaro's Hochzeit von Beaumarchais ist, die besten französischen Lustspiele aber die von Müllner sind.“

Möge es Hrn. v. R. recht bald gefallen, durch die Erscheinung des dritten noch fehlenden Theiles das Verlangen aller derer, welche die beyden vorhergehenden gelesen haben, zu befriedigen!